

innerung an die historische Aus- und Umdeutung der kommunistischen Diktatur in Volkspolen, sondern um die Konstruktion des Zweiten Weltkrieges als historisches Narrativ in volkspolnischer Zeit. Diktatur ist hier also nicht Gegenstand, sondern Folie. Die stichwortartigen, inhaltlich nicht immer eindeutigen Sektionstitel geben dem Sammelband den Charakter eines Manuskripts. Dieser Eindruck verfestigt sich bei der weiteren Lektüre des Buches. So scheint nicht nur die redaktionelle Qualität der Beiträge sehr unterschiedlich ausgefallen zu sein, auch die konzeptuelle Verknüpfung der Beiträge ist gerade in den letzten beiden Sektionen schwer erkennbar. Der Leser begegnet wiederholt Begriffsdefinitionen (so z. B. Definition „soziales Gedächtnis“) – unterschiedliche, ähnliche oder deckungsgleiche, deren wahllose Einfügung in den Verlauf des Sammelbandes zu Verwirrung führen. Sinnvoller wäre es gewesen, diese als Vorbetrachtungen den Aufsätzen in einem einführenden Kapitel voranzustellen.

Der Hagerer Historiker Alexander von Plato verwies im Rahmen der Tagung Geschichte und Gedächtnis, die vom Goethe-Institut im Oktober 2005 in St. Petersburg durchgeführt wurde und Geistes- und Gesellschaftswissenschaftler aus Russland, Deutschland, Frankreich und Polen zusammenbrachte, auf das noch unzureichende methodische Instrumentarium der komparativen Erinnerungsforschung. Will man Erinnerungskulturen, gleich welcher Art, in Bezug zueinander setzen, so bedarf es einer klaren Methodik und Systematik. Genau an diesem methodischen roten Faden, einer nicht nur inhaltlichen, sondern auch formalen Stringenz, mangelt es der Publikation. Bezieht man die

Schwierigkeiten, die mit der Realisierung eines multinationalen Forschungsvorhabens verbunden sind mit ein, muss man den Initiatoren dennoch großen Respekt zollen: Entstanden ist ein „Materialienband“ im Sinne der Herausgeber (S. 11), wohl mit Schönheitsmakeln und Kinderkrankheiten. Den Autoren ist es auf jeden Fall gelungen, das Potential der „entangled history“ als zukunftsweisend aufzuzeigen. Man darf auf weitere Kooperationsprojekte dieser Art gespannt sein.

Simone Lässig / Karl Heinrich Pohl (Hrsg.), Projekte im Fach Geschichte. Historisches Forschen und Entdecken in Schule und Hochschule, Schwalbach: Wochenschau Verlag 2007, 196 Seiten.

Rezensiert von
Stephan Schmal, Leipzig

Das „Projekt“ ist ein Dauerbrenner nicht nur in der didaktischen Diskussion, sondern auch in der Realität des Berufslebens, von wo es auf die Gestaltung von Lehrplänen und Schulcurricula regelmäßig zurückwirkt. Unter einem Projekt versteht man hier wie dort eine zeitlich begrenzte Arbeit mit klarer Zielsetzung, die fast immer von einem Team ausgeführt wird, das eine gewisse Selbstständigkeit erhält. Das Ziel eines Projekts ist in der Regel ein fertiges Produkt oder die Lösung eines Problems. Der moderne Arbeitnehmer denkt fast nur noch in Projekten und grenzt sich damit gegen behördliche Routine, Dienst

nach Vorschrift, enge Führung und andere Begleiterscheinungen vergangenen Bürolebens ab.

In die Pädagogik ist der Begriff bereits in den Zwanziger- und Dreißigerjahren des vorigen Jahrhunderts durch John Dewey und andere eingeführt worden, wo er sich hervorragend verfruchtete mit den Anliegen einer Reformpädagogik, die auf freiere Lernformen und einen selbstständigen Wissenserwerb setzte - gegen autoritären Frontalunterricht und genormte Stoffvermittlung, die Schülerinnen und Schüler zu passiven Befehlsempfängern degradierte. Demzufolge ist das Projekt auch ein beliebtes Diskussionsobjekt der Siebzigerjahre in Deutschland gewesen, wo es Einzug in viele Lehrpläne gehalten hat. Natürlich hat der Projektgedanke auch eine politische Komponente, denn er verbindet sich mehr oder weniger explizit mit der Emanzipation des Schülers und mit demokratischen Strukturen im Team.

Zum Glück ist dieses Prinzip nicht unterzukriegen, wie das ganz neue „Seminarfach“ im bayerischen Oberstufenlehrplan für 2009 zeigt, dennoch ist die schulische und universitäre Gegenwart dem Projekt nicht unbedingt wohl gesonnen, steht sie doch im Zeichen von Zeitersparnis und der Kanalisierung von Wissen und Kompetenzen, auch von Transparenz mit dem Ziel besserer Abprüfbarkeit von Leistungen. Im Sinne einer wahrhaft humanistischen, vom Schüler aus gedachten Pädagogik ist das alles nicht, und dass die Wissenschaften langfristig davon profitieren, darf bezweifelt werden. Umso wichtiger und begrüßenswerter ist es, dass hier ein Buch vorgelegt wird, das trotz mancher Kritik eine klare Lanze nicht nur für das Projekt bricht, sondern generell für einen

schülerbestimmten, kreativen und handlungsorientierten Unterricht. Simone Lässig und Karl Heinrich Pohl präsentieren elf Beiträge aus Schule und Hochschule, die ein breites Spektrum an Möglichkeiten aufzeigen.

Inhaltlich ist es vor allem die NS-Zeit, die großen Raum einnimmt, was auch daran liegt, dass die Methode der „oral history“ seit drei Jahrzehnten ein besonders beliebtes Sujet des Projektunterrichts ist. Die Zeitzeugenbefragung führt zu hautnahen Geschichtserfahrungen und zu scheinbar authentischer „Quellenarbeit“. Dass die Methode auch Risiken birgt und die geforderte Distanz des Forschers zum Objekt (in Gestalt von besonders charmanten oder eloquenten Zeugen) nicht immer gewahrt bleibt, wird nicht verschwiegen (Susanne Falkson, S. 136 ff.). Sehr erhellend sind auch die Beobachtungen von Michaela Hänke-Portscheller, die für „Brückenprojekte“ zwischen Lehrerbildung und Schulpraxis plädiert (S. 18 ff.). In einem Großprojekt mit Ausstellungen, Happenings, Zeitzeugengesprächen und Lehrerfortbildungen versuchten Bielefelder Studierende, das Thema „Feste im Dritten Reich“ in die westfälische Umgebung zu tragen. Die Schüler einer Realschule waren ganz begeistert und planten anfänglich eine Inszenierung mit Hakenkreuzfahnen auf dem Schulhof. Nicht nur dieses Beispiel zeigt: Auch der Projektunterricht will gut geplant und stringent geführt werden. Allzu viel Freiheit führt zu Chaos und letztlich zu Frustration bei allen Beteiligten. Dabei ist dem Erfahrenen ohnehin klar: Das Projekt birgt große Chancen, aber auch große Risiken. Ein Projekt kann völlig scheitern, vielleicht liegt darin gerade sein geheimer Reiz. Wer Schuldienst

nach Lehrplan macht, ist stets auf der sicheren Seite.

Da die neue Medienvielfalt die Publikation von Ergebnissen vereinfacht, steht sie auch in dem Projekt-Buch mehrfach im Brennpunkt des Interesses. Gerd Schwerhoff berichtet anschaulich vom studentischen Projekt einer Quellenedition zur mittelalterlichen Geschichte Bautzens, das immerhin zu einem richtigen Buch wurde, wenn auch mit viel Mühe und Aufwand (S. 35 ff.). Die Fortsetzung fand ihren Weg ins Internet, ein deutlich preiswerteres Medium, das für so manch halbbares Projektresultat dann doch noch ein respektables Publikationsforum darstellt. Die neuen Medien und die Projektarbeit scheinen geradezu eine natürliche Verwandtschaft zu besitzen. Sehr gelungen wirkt in diesem Zusammenhang das Vorhaben Kieler Geschichtsstudenten, die das Online-Quiz zum Historikertag 2004 entwickelten und daraus dann ebenfalls ein Buch machten (S. 90 ff.).

Kritisch merken die Verfasser freilich an, dass die Ergebnisse – kanalisierte Fragen – denn doch „aus geschichtsdidaktischer Perspektive problematisch“ bleiben (S. 104). Einmal mehr sind es eher Verfahren und Problemlösungsstrategien, die den echten Lernerfolg und Erfahrungsgewinn bringen, weniger die Inhalte.

Auch das Museum, die ganz praktische Emanation angewandter Geschichtswissenschaft, kommt zu seinem Recht: Sonja Koch beschreibt das studentische Projekt, in Dresden ein Schulmuseum zu eröffnen und mit Inhalten zu befüllen (S. 48 ff.), Karl Heinrich Pohl und Christine Wolff berichten von einem Unterfangen, das einmal mehr die Überlegenheit und Flexibilität des Prinzips belegt (S. 105 ff.): Die

Kirchengemeinde in Sehestedt bekommt nur dann die dringend benötigten Mittel zur Sanierung ihres Gebäudes, wenn das zu fördernde Objekt auch kommunal genutzt werden kann. Also tun sich die Kieler Universität, die örtliche Kommune und die Kirchengemeinde zusammen, um im Sehestedter Pastorat ein Dorfmuseum einzurichten – ein Projekt, bei dem es nur Gewinner gibt.

Etwas kurios wirkt der fragmentarische letzte Beitrag aus Kanada (Vincent Danetta), den man besser in der Originalsprache belassen hätte. Der Aufsatz hat drei theoretische Einleitungen, und warum Danetta sein Schülerteam zum Thema „Altes China“ ausführlich moderne Brettspiele analysieren und neue anfertigen lässt, wird dann leider doch nicht erläutert (S. 185 ff.). Man kann fragen, ob mehrwöchige Studienreisen nach Santiago de Compostela oder nach Südafrika noch in den Rahmen des „Projekts“ passen (Uwe Horst, S. 117 ff.).

Etwas absonderlich ist auch folgendes Projektabenteuer des Herausgebers: Mit einem anfangs vierköpfigen studentischen Team will Karl Heinrich Pohl im Zuge des Bologna-Prozesses in Kiel eine eigene Studienordnung entwickeln (S. 76 ff.). Das Einbringen der Ergebnisse in die echten Reformgremien scheitert kläglich. Pohl gesteht „Selbstüberschätzung“ ein (S. 87). Bei allem Enthusiasmus ist die ehrliche – und wohl auch von den Herausgebern eingeforderte – Beschreibung von Grenzen und Schwächen des Verfahrens, von oftmals mangelnder Resonanz bei Behörden und Öffentlichkeit, von überforderten Dozenten, lustlosen Schülern und unterschätztem Geld- und Zeitaufwand, eine große Stärke des Bandes und eine

konstruktive Warnung an alle Nachahmer, den Radius ihres Tuns vorher genau abzustechen.

Das vorliegende Buch dürfte genretypisch eine niedrige dreistellige Auflage haben, entsprechend spartanisch ist die Ausstattung. Auf manche Abbildung hätte man wegen der schlechten Reproduktionsqualität besser verzichtet (S. 55, 63, 73). Die Hrsg. haben aber überwiegend sauber lektoriert, hilfreich sind Literaturliste und Kurzporträts aller Autorinnen und Autoren. Uneinheitlich ist die Verwendung von Fußnoten. Die überwiegend schulischen Nutzerinnen und Nutzer werden es freilich danken, dass der wissenschaftliche Apparat nicht übertrieben daherkommt. Lobenswert ist auch das überwiegend erfolgreiche Bemühen der Herausgeber, alle Beiträge ähnlich zu gliedern. Die Konzeption, die offensichtlich jede Autorin an die Hand bekommen hat, sah ungefähr folgende Rubriken vor: Ausgangslage/ Vorbemerkungen – Projektverlauf – Präsentation/ Resultate – Fazit/ Perspektiven. Trotz großzügiger Handhabung im Detail gewinnt der Band dadurch Halt und Struktur.

Was alle Beiträge eint, ist der idealistische Ansatz des Lehrenden, durch erhöhten eigenen Einsatz den Schülerinnen und Schülern den Ausbruch aus der Routine des Lehrbetriebs zu ermöglichen, ihren natürlichen Ehrgeiz zu wecken, selbstbestimmt Probleme anzugehen und im Team neue Lösungen zu finden. Dass die Resonanz darauf in der Praxis weit überwiegend positiv war, darf man glauben. Zu hoffen bleibt, dass dieser optimistische Geist auch in den Lehranstalten des 21. Jahrhunderts am Leben bleibt. Das Projekt-Buch, das vor allem LehramtskandidatInnen ans

Herz zu legen ist, wird dazu seinen Beitrag leisten.

**Isabella von Treskow / Albrecht
Buschmann / Anja Bandau (Hrsg.):
Bürgerkrieg – Erfahrung und
Repräsentation, Berlin: Trafo Verlag
2005, 262 Seiten.**

Rezensiert von
Lars Karl, Potsdam

Weitestgehend unbemerkt von der politischen Öffentlichkeit hat der Krieg in den letzten Jahren und Jahrzehnten schrittweise seine Erscheinungsform geändert: Die das Szenario des Kalten Krieges noch weitgehend dominierenden, „klassischen“ Staatenkriege scheinen mittlerweile weitestgehend zu einem historischen Auslaufmodell geworden zu sein, an dessen Stelle immer häufiger militärische Auseinandersetzungen zwischen gesellschaftlichen Gruppen, parastaatlichen Akteuren und teilweise sogar privaten Unternehmen getreten sind. Von lokalen Warlords und Guerillatruppen über weltweit operierende Söldnerfirmen bis hin zu internationalen Terrornetzwerken – sie alle haben dazu beigetragen, das Gewaltmonopol des Staates faktisch zurück zu drängen und den innerstaatlichen, den Bürgerkrieg zu ihrem – teilweise wirtschaftlich äußerst lukrativen – Betätigungsfeld zu machen.

Ausgehend von dieser Prämisse weist Herfried Münkler in seinem Geleitwort auf die Mannigfaltigkeit von Bürgerkriegen, die ausgeprägte Verschiedenheit ihrer Akteure sowie die Komplexität ihrer